

Très riches heures

Ariane Müller

Sicherlich fünfzig Prozent meiner wachen Zeit verbringe ich vor dem Computerbildschirm. Eben ist nichts los. E-Mails tröpfeln nur. Dennoch werde ich, welchen Gedanken auch immer ich gerade für diesen Text habe, unterbrechen, wenn mich ein ping auf eine neue aufmerksam macht. Fünfzig Prozent also, bei toleranter Schätzung, insgesamt vor dem Computer, die Hälfte davon damit beschäftigt, irgend etwas aus dem Internet zu heben, das mich gerade interessiert. Aus nicht ganz transparenten Motiven besitze ich auch noch ein Zeitungsabonnement. Vielleicht, weil mir das in Zeitungen schreiben in frühen Jahren mein Leben ermöglichte? Jedenfalls versorgt mich diese Zeitung auch mit Informationen, die ich nicht gesucht habe, darunter vor kurzem ein Spezial über neue Berufe, die ich auch alle nicht ausüben wollte, die es aber gibt. Marketing durch Blogeinträge z.B., um die anderen zu erinnern, müsste ich mich konzentrieren. Ich war verwundert über diese Berufsvielfalt und erst zwei Tage später wurde mir klar, dass natürlich meine 25% Lebenszeit, die ich irgendetwas vom Internet möchte, auch äquivalent zu ungefähr 25 % der Gesamtökonomie stehen müssen. Vielleicht ein wenig weniger, da ja auch für die Zeit, in der ich schlafe, Ökonomie anteilig verrechnet werden muss, Betten, Matratzen und Heizung werden produziert, Immobilienwirtschaft brummt und der Kühlschrank läuft auch noch. Oft genug läuft aber auch der Computer weiter und zieht oder schiebt etwas auf oder vom Netz. Diese 25% Prozent der Gesamtökonomiezeit aber, und auch die Notwendigkeit, das Vermögen, der einstweilen 4-5 reichsten Personen (kann auch Männer heissen), zu mehren, das aus diesem Bereich kommt, das benötigt jedenfalls natürlich auch 25 % neuer Berufe, erzeugt 25% Geld (oder zumindest MCM), verbraucht 25% Energie usw..

Wie ists passiert? Wann sind diese 25% Prozent aus meiner Zeiteinteilung herausgewachsen. Entsprechen sie dem Briefeschreiben und zur Bank oder Post gehen der Vergangenheit, sind sie die in Bibliotheken und in Buchhandlungen verbrachte Zeit? Auch bei in historischer Perspektive zusammengekniffenen Augen muss ich mir eingestehen; wohl kaum.

So fing das an:

1992 lag in unserer Wohnung in Barcelona plötzlich ein Gummischuh herum, mit dem Artikel an die Neue Züricher Zeitung geschickt werden konnten. Für etwas anderes war er nicht zu gebrauchen.

1993 überraschte uns Gert Lovink damit, dass er den Artikel für unsere Zeitschrift, die ich in Wien damals herausgab, per E-Mail schicken würde, und, - das war die 2. Sensation -, er würde ihn zunächst an seine Übersetzerin in Deutschland senden, die ihn dann an uns weiterleiten würde. Alle gemeinsam fanden wir dann auch eine befreundete elektronische Adresse an die das Ding - die 1. E-Mail - schließlich geschickt werden konnte.

Ebenfalls 1993 versuchte Hans-Christian Dany mir auf der Messe in Köln The Thing zu erklären, scheiterte aber daran, dass es nirgends gelang, ins Telefon hineinzukommen und im selben Jahr auf der Buchmesse in Frankfurt besuchte ich eine Veranstaltung von BILWET, wo der selbe Vorführeffekt zum Tragen kam, diesmal weil das Herunterladen der E-Mails des Vortragenden Pit Schultz 2 Stunden gedauert hätte und mehr Kapazitäten der Leitung nicht zu entlocken waren.

Der Diskurs hatte einstweilen die realen Probleme links liegen gelassen. Nächtelang wurde über die Obsolenz „alter“ Medien diskutiert, obwohl wir uns damals noch hauptsächlich Faxe zusandten. Die Trennlinien verliefen damals mitten durch die, noch nicht existente, Starship Redaktion. Ich schwor auf Haptik. Aber bis heute haben wir es für uns nicht gelöst.

1994 erfasste diese Diskussion das Fernsehen. 1994 war ohnedies das Fernsehjahr, der alten Situationistenlogik folgend, das immer das zweitjüngste Medium mit größtem Erfolg zu verfremden war, lag es nahe, sich des Reichtums der technischen Möglichkeiten und der Armut ihres Gebrauchs der alten terrestrischen Mediums anzunehmen (Lokal TV, UTV, TV-Net), während die allgemeinen Interessen sich die Mühen der Ebene des virtuellen Mediums antaten (Peter Weibel, Agentur Bilwet, Mike Hentz) .

1995 dann in Berlin war das Problem zunächst überhaupt irgendwo eine Telefonleitung zu bekommen (und betrieben wir deshalb all die Clubs, Veranstaltungsräume und Kinos?). Das war ca. 1997 gelöst. Ohne Telefonverbindung hatte wiederum Pit Schultz im neben meinem gelegenen Kunstwerke Atelier 1993 die ersten Widerstandsgesten gesetzt und das Hardwarehacking erfunden, bei dem man mit einer Bohrmaschine in den Computer bohrte.

Mein Versuch eine E-Mail Adresse zu bekommen, wurde von der Digitalen Stadt, dem Berliner Medienpionier, an dem vor allem auch Thomax beteiligt war, abgewimmelt, mit dem Argument, bereits genügend Kunden zu haben. Obwohl der daran anschließende Verein Midas e.V. hiess, wurde nichts zu Gold, sondern ging sehr berlinerisch den Bach runter, oder wie Christoph Keller sagte: Wir haben verloren, wie die Indianer. Dann kam die Zeit, in der Theorie gebildet wurde und man sich wöchentlich zu entweder Mikro e.V. oder Last Tuesday traf und plötzlich war es 2000. Starship war ab 1998 im Internet mit einer Seite vertreten. Ab 2000 wurde alles im Bootlab nochmals neu besprochen und Starship kommentierte boshaft das Platzen der Internet-Blase. Wir hatten im bootlab, wo sich einige Zeit unsere Redaktion befand, viel Besuch. Wer ein Bild an einen Verleger oder Kunstverein schicken wollte, tat das aus dem lab, dessen Leitungen für 11 MB nur eine knappe Viertelstunde brauchten. Die Hardware war weniger flexibel als heute, das zeigte sich insbesondere als ziemlich genau 5 Jahre bevor das sogenannte beta Haus für sein unglaublich neuartiges Konzept, Internetarbeitsplätze per Tag zu vermieten, die Presse rauf und runtergehypt wurde, die Liegenschaft, in der sich das bootlab, das natürlich genau dasselbe tat, befand an einen privaten Investor verkauft wurde, der bis heute nichts damit anfangen kann.

Rückschläge bereitete weiterhin die Telekom, die uns zwei Jahre in unserem neuen Büro keinen W-Lan Anschluß gab, und 2004 wurden wir nochmals aufgestört, weil es plötzlich hieß, wir bräuchten einen Blog. 2007 kriegte ich eine kleine Depression, als ich das erste mal nach zwei Jahren wieder in Friendster reinschaute und immer noch die selben vier Freunde hatte, die ich am 1. Tag akkumuliert hatte. Das sollte mir mit facebook nicht passieren, also ging ich nicht rein, bis ich die 1. Freundschaftsanfrage aus Afrika bekam, und ein schlechtes Gewissen mich zwang sie zu akzeptieren. Endlich, dachte ich, kann sich mal Afrika auch mit der Welt verbinden, und ich markiere jetzt den Snob und bin da schon drüber? Das ging nicht.

Der Diskurs hatte sich wieder verlagert und ging jetzt so: Free as in free beer oder free as in free speech, und: es gibt nichts soziales in sozialen Netzwerken.

Nicht alle in dieser Redaktion waren immer auf dem selben Stand und jeder hatte seine eigenen Vorlieben, aber 2011 war es dann so weit, dass der erste sein Internet zu Hause wieder ausschaltete. Zeitgleich entwickelte ich eine Neugierde für die Person, die ich mal gewesen sein

muß, und für die Tätigkeiten, die mich in jenen 25% meiner Zeit beansprucht haben müssen, vor ... vor noch gar nicht so langer Zeit.

Ein neorealistischer österreichischer Film aus den 50er Jahren erzählt eine Familientragödie in langen Einstellungen, zumeist aus dem Inneren einer Wohnküche. In den meisten Einstellungen sitzen die Menschen auf ihren Stühlen und glotzen stumpf in eine Ecke des Zimmers. Da es noch keinen Fernseher gab, ist diese Ecke leer. In der Wirklichkeit wurde sie dann bald mit dem Fernseher aufgefüllt und diese Tätigkeit erhielt eine Richtung. War das vor dem Internet auch so? Glotzen wir leer in eine Richtung, in der dann das Internet auftauchte? Natürlich nicht! dachten sich viele Menschen parallel, sodass ich nun auf viele treffe, die eine ähnliche Frage haben. Was haben wir früher getan? Wo ich sie treffe? - natürlich im Internet.

Ich stieß auf diese Diskussion rund um das Programm MacFreedom, das es dem Nutzer erlaubt, sich für eine vorher gewählte Zeit von seinem eigenen Computer aus dem Internet katapultieren zu lassen. Ohne Neustart, der wäre time consuming, wenn man mitten im Schreiben eines Textes ist, und noch Versionen behalten möchte, lässt es einen an die E-Mails und Nachschlagewerke, Ablenkungen und Fenschliffinstrumente nicht mehr heran. Lässt einen also ARBEITEN - jedenfalls behaupten das New Yorker, Time Magazine und Times, Guardian, Wallstreet Journal und Heise. Ich las alle - online.

Gemeinsam ist all diesen Artikeln eine Form der Beschreibung des eigenen Internetverhaltens mitten im Text, also eine Beobachtung des eigenen Verhaltens während der Text geschrieben wurde, die meines Erachtens wirklich redundant - also systemimmanent oder eigensprachlich - ist, nicht bloss abgeschrieben. Jeder Autor, jede Autorin beschrieb in diesem Text, was er oder sie gerade tat, während er diesen Text schrieb, genauso wie ich, als ich diesen anfang - und noch nichts von MacFreedom wusste - und einer von jenen, die sich experimenteller Weise auf MacFreedom eingelassen hatten, kam zu dem Schluss, dass er, ohne die Ablenkung des Netzes, sich mit dem genau würfelig Schneiden einer Birne genauso bei Laune - aber dennoch mit etwas anderem beschäftigt - hielt - wie beim Wikipedia nachschlagen, was denn jetzt noch mal genau die Sirenen versprochen. Hier wäre er zwar: der leise Hinweis darauf, dass es die leere Ecke, in die wir glotzen, vorher auch schon gab, demgegenüber steht aber, dass alle anderen behaupteten, weitaus produktiver zu sein, bzw. überhaupt erst wieder ein Gefühl dafür zu bekommen, was diese Produktivität sein könnte und wiesen mehrfach auf das Gefühl der Freiheit hin, das sich - im Produktnamen angelegt - durch diese momentane Beschränkung auftat. Daraus ergab sich zweimal - in diesem Fall glaube ich aber voneinander kopiert - das Zitieren von Rousseaus Satz über die Notwendigkeit der erlebten Unfreiheit auf dem Weg zur Freiheit.

Diese Diskussion ist fast zwei Jahre alt, und es ist kein Wunder, dass sie von den „Literaten“, wie es bei Marx heisst, als erstes erfasst wurde, zunächst natürlich, weil sie schreiben und sie dadurch öffentlich machen, aber auch, weil sie an einer bestimmten Schnittstelle der inneren Autonomie und äusseren Heteronomie stehen, innerhalb einer Klasse, die von Marx die Bohème genannt wird und die die Literaten sich mit Spitzeln, Prostituierten und Dieben teilt: Abhängig von Bestehenden, dennoch mit nichts als seinen eigenen Ressourcen ausgestattet, unfähig sich zu kollektivieren, Vorbild von dem, was unsere Zeit das Prekariat nennt. Es trifft sie, weil sie bestimmte, weit systematischer angelegte Widersprüche verstärkt und vereinzelt mit sich selbst auszutragen haben - man schädigt ja durch ausgedehntes Surfen keinen Arbeitgeber, kann sich nicht auf seine oder ihre Schulter schlagen, dem Getriebe oder Stress durch Tachinieren eins ausgewischt zu haben, schöpft nicht für sich in der, einem eigentlich enteigneten, Zeit. Nein, man ist unbestimmt

sich selbst ausgeliefert und einem etwas gegenüber, von dem man zum Mindesten sagen kann, das es einen verändert hat. Obwohl die Anwendbarkeit des Bohème Begriffes auf die Kunstschaffenden im Allgemeinen sich durch die Zeit herausgestellt hat, und das hier erlebte Gefühl einer diffusen Abhängigkeit, einem Eindruck von verlorener Zeit, einer tiefen Traurigkeit, wenn nicht Trauer, um sein produktives Ich, auch in der Lebensrealität anderer Bohemisten erlebt werden sollte, kenne ich eigentlich keine bildenden Künstler, die sich damit auseinandersetzen. Verwendet werden die über die Angebote des Internet verfügbar gemachten Möglichkeiten natürlich häufig. Extrapolierte Internetbildrecherchen, E-Bay Auktionen, Chatprotokolle, alles genützte Medien, zumeist aber in der Selbstverständlichkeit der Verfügbarkeit der Welt eingesetzt, nur selten in der Traurigkeit seiner Redundanz so ausgestellt, wie im Video von Francis Stark auf der Venedig Biennale, das, von einer Computerstimme gelesene, über Free Software Animationen dargestellte Protokoll eines Chats auf einer Sexhotline. Eigenartigerweise auch eine der wenigen Arbeiten dieses Jahr in Venedig, in der es um Sex ging.

Ich denke auch, dass so wie es zur Zeit im Kunstkontext aussieht, der Sender /Empfänger Modus, also die Annäherung an das Brechtsche Sendermodell nicht gerade das ist, was groß gefeiert wird.

Schöne Verwirklichungen Beuys Jeder ist ein Künstler Vorstellungen, zumindest

Die der elektronischen Kommunikation zugrundeliegende Technologie der Gebrauch von datenverarbeitenden Maschinen, Computern ist dahingegen sozusagen *aus* diesem Bezug entstanden sind und natürlich eine Reihe von Arbeiten, die *in* diesem Bezug entstanden sind. Recherchebasierte Arbeiten, die sich vor allem auf das Netz stützen, die Unzulänglichkeit der photographischen Abbildung, die das Netz bietet, thematisierend, absichtliche redundante Schleifen einer Internetbasierten Recherche einführend, die ja zugleich auch die absichtliche und gewollte Distanz zum Rechercheobjekt darstellt. Auch andere Kollekten aus E-Bay oder You-Tube würden mir einfallen, Arbeiten eben innerhalb dieser Relation.

Aus diesem Bezug wie gesagt kenne ich nur wenige und deshalb stehen diese gerade wirk- und wundersamer vor mir. Beide sind 2010 entstanden, gleichzeitig als sich die ersten Stimmen zu MacFreedom regten. Die erste sah ich in einer von Ian White kuratierten Begleitveranstaltung zur Berlinale, dem Berliner Filmfestival. Es handelt sich um Judith Hopf's Contrat entre l'homme et l'ordinateur und die andere war Henrik Olesen Arbeit zur Berlin Biennale 2010 I do not go to work today I don't think I go tomorrow.

Judith Hopfs Contrat ist ein Performance piece, ein von ihr aufgeführter Sprechakt vor einem leeren Bildschirm. Ein Stück Text - eben ein Kontrakt - der von ihr vorgetragen wird, während hinter ihr, wie bei einer Powerpoint Präsentation, die Wand beleuchtet wird.

Der Text ist klar und unklar, wie etwas, das man mit sich in sich beschliesst.

Die Anwendbarkeit der Bohème Definition auf den oder die Kunstschaffende, für die er nicht bestimmt war, hat die Zeit bewiesen. Seit den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts beschränkt er sich fast ausschliesslich auf Kunstproduzenten (und verliert so seine Aussagefähigkeit). Die Zusammenfassung ins Prekariat wiederum wird von den meisten Künstlern wegen des pejorativen Klangs des Wortes nicht verinnerlicht, ob der Begriff neben seiner Bedeutung „in ungesicherten Verhältnissen lebend“ noch mehr Politizität entfalten kann, wird sich zeigen. Ein im 23. Jahrhundert geschriebener Text spricht vielleicht so darüber, wie ich nun von der Bohème.

Es sind aber im Folgenden auch zwei Kunstwerke oder wie man sagt, zwei Arbeiten, die sich meines Erachtens genauso auf die Suche nach der verlorenen Zeit machen, die mich beschäftigen.